

Franz Brückl blieb im Land der Täter

Nach dem Zweiten Weltkrieg lebten mehr als 100 000 Displaced Persons in München, viele von ihnen aus Osteuropa. Ein Buch zeigt, mit welchen Schwierigkeiten die Überlebenden des Nazi-Terrors zu kämpfen hatten.

Von Wolfgang Görl

Im Frühjahr 1940 wird Frantiszek Przybylski festgenommen und ins Fort VII gesperrt, das berüchtigte Gefängnis der Staatspolizei Posen, das auch als Ausgangspunkt für Deportationen in die Konzentrationslager dient. Przybylski ist Vollwaise, er wuchs in einem deutschen Kinderheim in Posen auf. Deutsch ist seine erste Sprache, Polnisch lernte er erst mit zehn Jahren. Nach dem Verlassen der Schule verdingte sich der 14-Jährige als Hilfsarbeiter, daneben engagierte er sich für das Rote Kreuz.

Am 1. September 1939 überfällt die deutsche Wehrmacht Polen, der Beginn des Zweiten Weltkriegs. Bald gerät auch Przybylski ins Visier der Besatzungsmacht. Weil er an Hilfsaktionen beteiligt war, die das Rote Kreuz für politische Gefangene im Fort VII organisiert hatte, wird er verhaftet. Etwa einen Monat nach der Festnahme deportieren ihn die NS-Scheren ins Konzentrationslager Dachau. Przybylski muss Zwangsarbeit im „Kiesgrubenkommando“ leisten, wo es besonders brutal zugeht. Nach einigen Monaten ist er so entkräftet, dass er sich nicht mehr auf den Beinen halten kann.

Er hat Glück im Unglück: Der Kapo des Kommandos setzt sich für ihn ein, deutsche politische Häftlinge verstecken ihn in verschiedenen Blöcken des Lagers. Przybylski erholt sich. 1944 wird er mit anderen Häftlingen einem „Bombensuchkommando“ in München zugeteilt, das nach Luftangriffen Blindgänger aufspüren und entschärfen soll. Viele der Bombensucher sterben bei Explosionen. Przybylski kommt davon.

Bis zu seinem Tod führt er als Zeitzeuge durch die KZ-Gedenkstätte Dachau

Nach der Befreiung der KZ-Häftlinge durch die US-amerikanischen Truppen bleibt Przybylski zunächst in Dachau, erst 1947 zieht er nach München. Einige Zeit arbeitet er für einen Fuhrpark der US-Armee, später kümmert er sich als Angestellter der Münchner Stadtverwaltung um die Straßenbeleuchtung. Mittlerweile hat er seinen für deutsche Zungen schwer auszusprechenden Namen geändert: Przybylski heißt jetzt Franz Brückl. Er engagiert sich in der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“ und im „Landesrat für Freiheit und Recht“. Bis zu seinem Tod im Jahr 1999 führt er als Zeitzeuge durch die KZ-Gedenkstätte Dachau und berichtet in Schulen über seine Erfahrungen im Konzentrationslager.

Franz Brückl ist im Land der Täter geblieben, im Land der Verbrecher, die ihn verschleppt, gedemütigt, gequält und beinahe umgebracht haben. Andere aus Osteuropa stammende Überlebende des KZ Dachau sind ausgewandert, etwa in die USA. Besonders schwierig war die Lage für ehemalige KZ-Häftlinge aus der Sowjetunion. Sie mussten, ob sie wollten oder nicht, zurückkehren in Stalins Reich, wo sie vor erneuten Schikanen nicht sicher waren. Nur wenigen gelang es, sich der Rückführung in die UdSSR zu entziehen.

Auf dem Schwarzmarkt in der Möhlstraße fanden viele wieder Arbeit

Wie es Franz Brückl und anderen nicht-jüdischen KZ-Überlebenden aus Osteuropa erging, schildert Andre Scharf, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau, in seinem Beitrag für das Buch „Osteuropäisches München“, das Felix Jeschke, Hannah Maischein und Anke Stephan im Allitera-Verlag herausgegeben haben. Der Sammelband enthält Forschungsbeiträge, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für die Tagung „Das osteuropäische München in der Nachkriegszeit und im Kalten Krieg“ geschrieben haben, die im Oktober 2022 im Münchner Stadtmuseum stattfand. Veranstaltet waren neben dem Stadtmuseum das Jüdische Museum München und die Ludwig-Maximilians-Universität.

Im Fokus der historischen Untersuchungen stehen die unmittelbare Nachkriegszeit und die folgenden Jahre, wobei die Verbrechen der NS-Diktatur und der von ihr entfachte Weltkrieg zwangsläufig in den Blick geraten. Als die amerikanischen Truppen am 30. April 1945 in München einmarschierten, bedeutete das nicht nur das Ende des nationalsozialistischen Regimes, sondern in diesem Moment durften jene, die die Vernichtungsmaschinerie der Nazis überlebt hatten, auf ein neues Leben in Freiheit hoffen. München war so etwas wie ein Auffangbecken für die sogenannten Displaced Persons (DPs), die befreiten Kriegsgefangenen, die jüdischen und anderen KZ-Häftlinge, die politischen Gefangenen und die Menschen, welche die Nationalsozialisten aus besetzten Ländern verschleppt hatten, um sie als Zwangsarbeiter auszubeuten.

Das KZ Dachau lag in unmittelbarer Nähe, allein auf Münchner Stadtgebiet waren rund 400 Außenlager für Zwangsarbeiter errichtet worden. Nach Kriegsende, so steht in der Einleitung zu lesen, trafen in

München sehr unterschiedliche Schicksale von Menschen aus verschiedensten Ländern zusammen: „Eine Vielzahl von Sprachen war nun hier zu hören – Französisch, Italienisch, Niederländisch, Englisch und vor allem Sprachen aus dem östlichen Europa: Ukrainisch, Russisch, Polnisch, Jiddisch, Litauisch, Serbisch, Kroatisch.“

Mehr als 100 000 Displaced Persons befanden sich im Münchner Stadtgebiet; sie machten zu diesem Zeitpunkt mindestens 20 Prozent der Stadtbevölkerung aus. Einige dieser Menschen ließen sich dauerhaft nieder und trugen zur Etablierung Münchens als ein Zentrum osteuropäischen Lebens in der 1949 gegründeten Bundesrepublik bei.

Um die DPs kümmerte sich in vorderster Linie die „Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen“ (UNRRA), die in Bayern der US-Militärregierung unterstand. Bereits im Sommer 1945 richteten die Amerikaner separate DP-Lager für Jüdinnen und Juden ein, weil man ihnen besondere Fürsorge und Schutz zukommen lassen wollte.

Die Zahl jüdischer DPs stieg ständig, da viele Juden aus Osteuropa nicht mehr in ihre früheren Wohnorte zurückkehren konnten oder wollten, auch weil es, wie in Polen, selbst nach dem Krieg zu Pogromen gekommen war. Diese heimatlos gewordenen Menschen flüchteten vorzugsweise in die amerikanische Besatzungszone. In München, dessen jüdische Bürger von den Nazis fast vollständig vertrieben oder ermordet worden waren, lebten im

April 1946 etwa 6000 bis 7000 jüdische Displaced Persons.

Der kürzlich erschienene Sammelband bietet einen guten Überblick über die damalige, oft chaotische und die Ordnungsmächte manchmal überfordernde Lage. Die Autorinnen und Autoren beschäftigen sich mit vielen relevanten Einzelaspekten, zum Beispiel mit der Frauensolidarität in DP-Lagern oder mit der kulturkämpferischen Rolle der von Leo Tolstois jüngster Tochter Alexandra gegründeten „Tolstoy Foundation“, die sich in den Fünfzigerjahren zu einer führenden antikommunistischen Exilorganisation mit Kontakten zu US-Geheimdiensten entwickelte.

Mit welchen Schwierigkeiten die Entwurzelten zu kämpfen hatten, als sie nach der Befreiung wirtschaftlich wieder Fuß zu fassen versuchten, schildert die Historikerin Anna Holian in ihrem Beitrag „Existenzgründungen im Nachkriegsmünchen“. Dabei beleuchtet sie die Situation polnischer Juden, die mangels Alternativen zumeist gezwungen waren, in einem der folgenden Wirtschaftssektoren zu arbeiten: in der amerikanischen Militärverwaltung, beispielsweise als Fahrer oder Übersetzerin, auf dem Schwarzmarkt oder im Kleingewerbe.

Die Historikerin Holian zeigt auf, dass der berühmte Schwarzmarkt in der Möhlstraße nicht nur ein Forum illegalen Handels war, sondern auch ein Ort, „an dem viele polnische Jüdinnen und Juden erstmals (wieder) Anschluss an das reguläre, das heißt gesetzeskonforme westdeut-

sche Wirtschaftsleben fanden“. So kam es nach der Währungsreform 1948 zu einer „regelrechten Gründungswelle“, an der auch viele jüdische Displaced Persons beteiligt waren. Vor allem in Bogenhausen im Umkreis der Möhlstraße entstanden polnisch-jüdische Geschäfte, in denen es Luxusartikel wie Kaffee, Schokolade oder Nylonstrümpfe gab. Daneben eröffneten jüdische Gastronomen gern frequentierte Cafés und Restaurants. In der Regel beackerten die Existenzgründer jene Erwerbsfelder, auf denen sie bereits vor dem Krieg tätig gewesen waren.

Eine Assimilation war vonseiten Jugoslawiens etwa nicht erwünscht

Bis in die Gegenwart aktuell sind die Befunde, die beim Blick auf die politischen Auseinandersetzungen innerhalb nationaler DP-Gruppen zu Tage treten. So zeigt die Historikerin Kateryna Kobchenko, dass die ukrainische DP-Community – die Ukraine war damals Teil der Sowjetunion – zwar weitgehend einig war im Bestreben nach nationaler Unabhängigkeit, gleichzeitig aber taten sich tiefe Gräben auf, die die ukrainische Diaspora in diverse politische Lager spaltete.

Prekär war auch die Lage jugoslawischer DPs sowie der später nach Deutschland gekommenen „Gastarbeiter“ aus den Regionen Jugoslawiens. Wie die Historikerin Karolina Novinšćak Kölker schreibt,

war „eine politische und kulturelle Assimilation an die deutsche Aufnahmegesellschaft vonseiten Jugoslawiens ausdrücklich nicht erwünscht“. Das hatte gravierende Folgen für die südosteuropäischen Migranten: „So lebten sie zwischen beiden Ländern in einem politischen Spannungsfeld zwischen Demokratie und Einparteienherrschaft, einem Einwanderungsland, das sie nicht wirklich willkommen hieß, und einem Auswanderungsland, das sie nicht wirklich ziehen lassen wollte.“

Das Buch bietet eine breite Palette an Informationen, die dem Leser eine Vorstellung geben, mit welchen gravierenden, ja existenziell bedrohlichen Schwierigkeiten die überlebenden Opfer des Nazi-Terrors zu kämpfen hatten.

Da es sich bei den Kapiteln um thematisch eingegrenzte Aufsätze handelt, gleicht das Buch eher einem Mosaik, in dem etliche Steine fehlen. Das liegt in der Natur der Sache und schmälert nicht die Qualität der einzelnen Beiträge.

Etwas zu meckern gibt es dennoch: Gerne hätte man mehr gelesen zur Frage, welchen Einfluss die osteuropäischen DPs, die auf Dauer in München geblieben sind, auf die Stadtkultur hatten und haben. Vielleicht wäre dies das Thema einer weiteren Forschungsarbeit.

Felix Jeschke, Hannah Maischein, Anke Stephan (Hrsg.): Osteuropäisches München. Displaced Persons und Geflüchtete in der Nachkriegszeit. Allitera-Verlag. 484 Seiten.



Frantiszek Przybylski (Mitte vorne), der seinen Namen später in Franz Brückl ändern ließ, musste mit anderen Zwangsarbeitern Blindgänger in München aufspüren – und entschärfen. Mit viel Glück überlebte er.

FOTO: ALLITERA VERLAG